

# Der reiche Bettler von Trinità dei Monti

Autor(en): **Schneller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663280>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER REICHE BETTLER  
VON  
TRINITÀ DEI MONTI

Kein Mensch wusste, wie alt Luigi war, nicht einmal Luigi selbst. Er war ein Bettler. Nahe bei der stolzen Kirche Trinità dei Monti hatte er seinen Standort. Eines Tages, als er wie immer am Boden vor seinem alten Hut hockte, in dem sich einige schmutzige Lirescheine befanden, kam ein junger Mann aus einem fremden Lande auf ihn zu und fragte ihn, ob er ihn malen dürfe. Luigi wunderte sich ein wenig. Doch als ihm der fremde Mann erklärte, er hätte schon lange nach einem geeigneten Modell gesucht und glaube, es endlich gefunden zu haben, neigte Luigi zum Zeichen des Einverständnisses sein weisses Haupt.

Das Bild wurde fertig. Der Maler bedankte sich und überreichte Luigi ein bescheidenes Honorar. Luigi kaufte sich davon ein ganzes gebratenes Huhn und verzehrte es gierig, denn es war das erste Huhn, das er in seinem langen Leben je gegessen hatte.

Jahre vergingen. Luigi wurde immer älter. Doch seinen Standort hatte er beibehalten, solange er auf dieser Erde wandelte.

So fand ihn der Maler wieder.

«Das Bild war ein grosser Erfolg», sagte er, «es wurde sogar mit dem Europapreis ausgezeichnet.»

Luigi neigte wieder sein weisses Haupt und lächelte. Er wusste nicht, was ein grosser Erfolg und ein Europapreis zu bedeuten hatten.

«Damals», sprach der Maler, «damals war ich noch ein armer, unbekannter Künstler. Ich konnte Ihnen nur ein lächerlich kleines Honorar für Ihre Sitzstunden geben. Heute bin ich berühmt und reich. Ihretwegen! Deshalb sollen Sie teilhaben an meinem Glück. Hier», sagte er und reichte dem Bettler ein dickes, gelbes Kuvert, «nehmen Sie das als Dank.»

Dann ging er mit dem strahlenden Lächeln der Glücklichen davon.

Luigi steckte das dicke, gelbe Kuvert in die Rocktasche seines zerlöchernten Mantels. Es mochte wohl sein Bild enthalten. Er würde es abends öffnen und sich sein Porträt genau ansehen.

Aber als Luigi spät in der Nacht in der Ecke eines alten Schuppens sein Lager aufsuchte und das Bild dem Kuvert entnehmen wollte, erstarrte er vor Ueberraschung. Das Kuvert enthielt nicht sein Bild. Es enthielt Geld. So viel Geld, wie Luigi in seinem ganzen langen Leben noch nie beisammen gesehen hatte.

Luigi fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Der Reichtum, der so unerwartet über ihn gekommen war, quälte ihn mit Sorgen. Bis jetzt hatte er keine Sorgen gekannt. Was er zu seinem Leben brauchte, hatte er immer bekommen. Er war zufrieden gewesen. Und nun, da er über Nacht reich geworden war, würde er seinen Holzschuppen mit einem Zimmer, seine Lumpen mit vornehmen Kleidern tauschen und seinen Bettlerberuf aufgeben müssen. Er würde fortan mit Messer und Gabel essen und anstatt seinen Durst unter dem kühlen, silbernen Wasserstrahl des Brunnens zu löschen, würde er aus Tassen und Gläsern trinken müssen. Vielleicht würde es auch nötig sein, sein langes, weisses Haar schneiden zu lassen und von den hohen Stühlen, die in den Salons der Haarschneider standen, hatte er eine unerklärliche Furcht.

Luigi war alt und müde geworden, und der Gedanke, sich von seinen Gewohnheiten trennen zu müssen, erfüllte ihn mit grosser Angst und tiefem Schrecken. Er hatte keine Lust, ein neues Leben anzufangen. Er hatte die Strasse lieb gewonnen. Sie war seine Heimat geworden, wie die Kirche, das Tor, die Bank, der Brunnen. Sie waren seine Welt. Er brauchte den Glanz und Reichtum der lauten Menschheit nicht.

Am anderen Tag, als Luigi wieder vor seinem alten Hut sass, rief er Mario zu sich. Mario war zehn Jahre alt und verkaufte Zeitungen. In seinen grossen, schwarzen Augen lag Trauer. Sein Vater war im Krieg gefallen, und seine Mutter ernährte die fünfköpfige Familie mühsam mit Waschen in fremden Häusern.

«Mario», sagte Luigi, «kannst du Geheimnisse behalten?»

«Ich habe noch nie ein Geheimnis gehabt», antwortete Mario bescheiden, «aber wenn ich eines hätte, würde ich es behalten.»

«Gut», sprach Luigi, «dann komme heute nach Mitternacht hierher. Aber niemand darf davon erfahren, niemand. Willst du es mir versprechen?»

Mario nickte und reichte Luigi seine kleine Hand.

Nach Mitternacht, als Mario seine Zeitungen verkauft hatte, ging er zu Luigi.

«Komm», sagte Luigi und richtete sich mühsam auf. Er humpelte dem Knaben voraus durch Strassen und Gassen, über Brücken und Plätze. Er sprach nichts. Wortlos schritten beide durch die dunkle Stadt.

Endlich gelangten sie in einen abgelegenen Park. Luigi zog einen Spaten aus seinem zerrissenen, dünnen Mantel und begann in einem von einem fusshohen Zaun umgebenen Blumenbeet ein tiefes Loch zu graben. Dann entnahm er seiner Rocktasche das dicke, gelbe Kuvert, legte es zwischen zwei flache Steine, die er mit einer dicken Schnur zusammenband und liess das Paket in das tiefe Grab sinken. Darauf füllte er das Loch wieder mit Erde. Dies alles tat er ohne ein Wort zu sprechen. Dann aber legte er seine Rechte auf die zarte Schulter des Knaben und fragte:

«Kennst du diesen Park, mein Kind?»

«Ja», antwortete Mario, «ich kenne ihn.»

«Wirst du den Platz, wo ich das Loch gegraben habe und das Paket versinken liess, eines Tages wiederfinden?»

«Ja», sagte Mario.

«Das ist wichtig», erklärte Luigi, «denn in diesem Grabe liegt viel Geld. Von heute an ist es dein Geld. An deinem fünfzehnten Geburtstag wirst du in der Nacht dieses Grab öffnen und das Paket herausholen. Mit dem Geld wirst du einen Beruf erlernen. Irgendeinen Beruf. Aber es muss ein richtiger sein! Ich wünsche das, verstehst du, mein Kind? Und du musst mir versprechen, es so zu halten, auch dann, wenn ich vielleicht nicht mehr auf dieser Erde wandle.»

Mario versprach es mit ernster Miene und einem festen Händedruck.

Dann schritten beide wieder stumm durch die tiefe, schweigende Nacht dem Stadtinnern zu.

Der Himmel lag wie ein mit Silber besticktes, schwarzes Tuch über Hunderten von Kuppeln und Türmen, und der Tiber suchte rauschend seinen Weg unter den Brücken.

Wie schön die Nacht ist, dachte Luigi, wie schön. Und alles ist mein, der Himmel, die Sterne, die Bäume, der Fluss, alles ist mein. Und sein Haupt neigte sich in tiefer Dankbarkeit.

## O DIESE AUGEN!

### *Eine Geschichte vom Mistral und Wein*

Sie hatten ihre Schachpartie beendet, blieben aber vor dem kleinen runden Tischchen sitzen und schwiegen einander freundlich an. An den Fensterläden rüttelte der Mistral.

Charles Roux dachte daran, dass er noch dreissig Kilometer zu fahren habe, ehe er wieder daheim in Toulon war und er dachte an die waldigen, einsamen Strecken. Manchmal entwurzelte der Sturm Pinien oder uralte Olivenbäume und blockierte die Strassen für viele Stunden.

«Ich sollte an die Heimfahrt denken», sagte er.

Videau hob den Kopf. «Schon . . . ?» murmelte er, als habe ihn die Bemerkung seines Freundes aus einer tiefen Träumerei gerissen.

«Der Mistral nimmt an Wucht immer mehr zu», erwiderte Roux.

Videau schien aber mit seinen Gedanken von den Unbilden der Natur weit entfernt.

«Du hast wunderbar gearbeitet», sagte er. Echte Wärme klang aus seiner Stimme.

«Ach was, Alphe, du hättest diese kleine Operation ebenso geschickt ausgeführt. Erinnerst du dich noch, was der alte Zobrovsky von dir immer sagte: Videau, meine Herren, Alphons Videau ist der einzige Mediziner hier an der Sorbonne, der wirklich die Hand eines Chirurgen besitzt. Ich habe es nie verstanden, warum du deine Praxis in diesem gottverlassenen Nest aufgemacht hast.»

«Es geht mir ganz gut, wie du siehst, ich verdiene genügend, habe mein hübsches Haus, meine Familie und meine Arbeit . . . mon Dieu, was soll ich mehr wollen?»

«Aber Alphé, in Paris hättest du in kürzester Zeit . . .»

«In Paris», unterbrach Videau, «ich bin nun aber einmal hier in Mazauges. Und . . . ma foi . . . ich bin gerne hier.»